



**Nach Trump**  
Noam Chomsky über  
Status quo und  
Zukunft der USA  
SEITE III

# Spectrum

SAMSTAG, 16. JÄNNER 2021 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM

Die Presse



Wie war der Fallout? Beobachtungsbunker für Atomwaffentests, Bikini-Atoll, Marshallinseln.

[Foto: Reinhard Dirscherl/Interfoto/Picturedesk]

Vor zehn Jahren wurde das japanische Kernkraftwerk Fukushima Daiichi durch Erdbeben schwer beschädigt, radioaktives Material wurde freigesetzt. Ende Jänner tritt der Vertrag über das Verbot von Atomwaffen, den Österreich mitinitiiert hat, in Kraft. Über unser kontaminiertes Erbe.

Von Judith Brandner

## Eine Welt ohne nukleare Waffen?

Nur zehn Monate sind seit den amerikanischen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki vergangen, als die USA im Juli 1946 auf dem Bikini-Atoll (Marshallinseln) im Pazifik mit einer Serie von Wasserstoffbombentests beginnen. Am 1. März 1954 zündeten sie im Zuge der Operation „Castle Bravo“ in etwa zwei Meter Höhe eine thermonukleare Waffe. Erst drei Jahre später werden die Bewohner der betroffenen Inseln evakuiert. Zum dritten Mal in der Geschichte werden auch Japaner Opfer nuklearen Fallouts. Zum Symbol dafür wird der japanische Fischkutter Dai-go Fukuryūmaru (Glücklicher Drache V). Die Fischer nennen den Niederschlag *shi no hai*, Asche des Todes. Sie enthält Cäsium 137, Strontium, Plutonium. Nach ihrer Rückkehr nach Japan werden alle 23 Crewmitglieder mit akutem Strahlensyndrom hospitalisiert. Funker Aikichi Kuboyama stirbt rund sieben Monate später an den Folgen. Sechs Crewmitglieder erkranken an Leberkrebs. Der gesamte Thunfischfang ist hoch kontaminiert und wird vernichtet. Nach „Castle Bravo“ testen die USA im Rahmen der Operation „Castle“ fünf weitere Atombomben. Nach dem Test „Romeo“ im April 1954 weist der von japanischen Fischern gefangene Thunfisch eine radioaktive Belastung auf, die 40 Mal über der erlaubten Strahlendosis liegt. Die Nachricht vom „Atombomben-Thunfisch“ sorgt im ganzen Land für Panik. Die Empörung führt zu einer japanweiten Protestbewegung, wesentlich getragen von Frauenorganisationen. Eine Petition gegen Nuklearwaffen erreicht 20 Millionen Unterschriften, ein Viertel der damaligen Bevölkerung. Die Bewegung führt 1955 zur Grün-

derung von Gensuikin, dem Japanischen Kongress gegen Atom- und Wasserstoffbomben, bis heute eine der größten Anti-Atom- und Friedensorganisationen in Japan. Im Dezember 1954 hatte die japanische Regierung plötzlich die Untersuchungen gestoppt und den Verkauf von Thunfisch wieder freigegeben. Unter dem Druck der japanischen Fischereindustrie habe Tokio zunächst überzogene Forderungen an die USA gestellt, schreibt der Historiker Toshihiro Higuchi in seinem Buch „Political Fallout“. Während die USA im Mai 1954 eine Einmalzahlung von 150.000 US-Dollar boten, verlangte Japan für den gesamten Schaden inklusive Hafensinspektionen, Vernichtung von Thunfisch und dem Rückgang des Thunfischverkaufs sechs Millionen US-Dollar. Im Jänner 1955 einigte man sich auf einen Kompromiss: für zwei Millionen US-Dollar war die Angelegenheit pauschal erledigt.

Es sollte 60 Jahre dauern, ehe Japan zugab, dass insgesamt 992 Fischkutter vom Fallout der Atombombentests betroffen waren. 2014 musste das japanische Ministerium für Gesundheit, Arbeit und Wohlfahrt auf Druck von Bürgerbewegungen zugeben, dass zehn weitere Schiffe in den Fallout von Operation „Castle Bravo“ geraten waren. Allerdings sei die Strahlenexposition nicht gesundheitsgefährdend gewesen, so das Ministerium. Daraufhin klagten 2016 45 betroffene Fischer den japanischen Staat auf Herausgabe von Dokumenten über das Ausmaß der radioaktiven Belastung ihrer Schiffe und auf Schadenersatz für die jahrzehntelange Verschleierung der Strahlenexposition. Ein Berufungsgericht wies die Klage im Dezember 2019 ab. Einer, der nicht lockerlässt, auf das Unrecht hinzuweisen, ist der japanische Regisseur und Autor Hideaki Ito. 2004 begann er mit Recherchen für einen Dokumentarfilm. 50 Jahre nach dem Ereignis konnte er noch einige lebende Zeitzeugen und Angehörige von Verstorbenen interviewen, die mit ihren Fischkuttern in den Fallout geraten waren.

Sie erzählen vom Feuerball, der Pilzwolke, von multiplen Krebserkrankungen, von Vertuschungen und Fehlinformationen. Derzeit produziert Ito den dritten Teil seiner Dokumentation „Post X Years“. Mit Hilfe von Wissenschaftlern entnahm er an verschiedenen Orten in Japan Bodenproben – in Kioto, Yamagata und Okinawa – und konnte zeigen, dass der Fallout auch über den japanischen Inseln niedergegangen war.

Als ich vor einigen Jahren Fukushima bereiste, entdeckte ich im Kunstmuseum der Präfektur Fukushima die Druckgrafik-Serie „Lucky Dragon 5“ des amerikanischen Malers und Grafikers Ben Shahn. Dass ausgerechnet das Kunstmuseum von Fukushima die beeindruckende künstlerische Auf-

“

Zeitzeugen erzählen vom Feuerball, der Pilzwolke, von multiplen Krebserkrankungen, von Vertuschungen und Fehlinformationen.

arbeitung des radioaktiven Fallouts auf japanische Fischer durch einen der wichtigsten Vertreter des amerikanischen sozialistischen Realismus besitzt, war eine beklemmende Ironie des Schicksals. Ben Shahn war in einem Zeitungsbericht über die Bilder, die Fukushima nicht erreicht haben, erwähnt gewesen. Es war das Jahr

2012, und das Museum wollte eine lange geplante Ben-Shahn-Retrospektive zeigen, viele amerikanische Museen weigerten sich aber, Kunstwerke nach Fukushima auszuliefern, aus Angst, sie würden radioaktiv kontaminiert zurückkommen.

Rund zwei Monate nach der Nuklearkatastrophe von Fukushima am 11. März 2011 besuchte die japanische Kulturanthropologin Satoe Nakahara vom Research Institute for Humanity and Nature in Kioto eine Freundin in Fukushima. Bei diesem Anlass erhielt sie von der Mutter ihrer Freundin eine Dose mit eingelegtem Gemüse. Sie wunderte sich, dass auf der Dose weder ein Firmenname noch sonstige Inhaltshinweise standen. Auf ihren skeptischen Blick entgegnete die Mutter, sie solle unbesorgt sein, es sei „garantiert keine Radioaktivität darin“, denn sie habe das Produkt selbst gemacht, noch vor dem Unfall im AKW: Adlerfarn aus den Wäldern Fukushimas, im Frühling 2010 gepflückt und eingemacht, im

Herbst 2010 in einer kleinen Fabrik eindosen lassen. Rezepturen und Wissen stammen von ihrer Großmutter aus Minami-Aizu, dem südwestlichen Teil der Präfektur Fukushima, ergänzte die Freundin. Die Winter in dieser Gegend sind rau, es fällt viel Schnee, oft so viel, dass keine Züge mehr fahren können. Das Anlegen von Vorräten war überlebensnotwendig. Eine Tradition, die sich gehalten hat, zumindest bis 2011. Nicht nur Wildgemüse wird mit Salz und Miso konserviert und eingedost, sondern auch Tomaten, verschiedene Bohnensorten, Kürbis oder Stockschwämmchen. Die Alten gäben das geheime Wissen um die besten Ernteplätze in der Natur an die Enkel weiter, erzählte die Freundin, dieses bleibe in der Familie. Die Orte verrate man nicht, das Gemertete werde aber an alle verteilt. Nun droht dieser Brauch zu verschwinden.

Diese Auswirkungen einer Nuklearkatastrophe auf Tradition, Kultur, Esskultur, Lebensgrundlage und zwischenmenschliche Beziehungen erinnerte Satoe Nakahara an die Situation auf den Marshallinseln, ihrem eigentlichen Forschungsgebiet. Mit einer Bevölkerung von rund 53.000 Menschen auf einer Fläche von 181 Quadratkilometern gehören die Marshallinseln zu den kleinsten Staaten der Welt. Alle Bewohner sind zwischen 1946 und 1958 Opfer der amerikanischen Nuklearbombentests geworden. Satoe Nakahara hat dort Langzeitstudien durchgeführt. Ihr Forschungsschwerpunkt ist Rongelap. Die Hauptinsel dieses Atolls geriet am 1. März 1954 in den nuklearen Fallout der Operation „Castle Bravo“. Die Bevölkerung erkrankte am Strahlensyndrom.

Die insgesamt 67 Atomwaffentests, deren radioaktiver Fallout über den Marshallinseln niedergegangen ist, führten zu zahlreichen Totgeburten, Missbildungen bei Kindern, Fällen von Schilddrüsenkrebs oder Leukämie. Die Langzeitfolgen sind weitgehend unbekannt. Auch hier hat die radioaktive Kontamination zum Verlust des traditionellen Wissens geführt, erzählt Satoe Nakahara. Früher wussten die Insulaner über lokale Umweltbedingungen Bescheid – das war für sie überlebensnotwendig. Sie waren von den Früchten der Natur abhängig, hielten Hühner, Schweine und

Fortsetzung Seite II

**IMPRESSUM: SPECTRUM**

Redaktionelle Leitung: Wolfgang Freitag  
Zeichen der Zeit: Mag. Linda Stift,  
Dr. Antonia Barboric  
Literatur: Dr. Harald Klauhs  
Anschriřt: 1030 Wien, Hainburger Straße 33  
Telefon: 01/51414-Serie  
Fax: 01/51414-345  
E-Mail: spectrum@diepresse.com  
Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Fortsetzung von Seite 1

Truthähne, kultivierten Pfeilwurzeln, fingen Wildtiere, fischten und sammelten Krabben. Durch den Fallout wurde alles mit Cäsium 137 oder Strontium 90 verseucht.

Die engagierte Ex-Präsidentin der Marshallinseln, Hilda Heine, setzte alles daran, die Kenntnis über die Atomwaffenfestes zu bewahren und der Bevölkerung zu vermitteln. 2014 reichten die Marshallinseln vor dem Internationalen Gerichtshof Klage gegen die Atommächte USA, Russland, Großbritannien, Frankreich, China, Indien, Pakistan, Israel und Nordkorea ein. 2015 erhielten die Marshallinseln den Ehrenpreis des Right-Livelihood-Awards für ihr Engagement in der Anti-Atombewegung. Die dritte Generation der Marshallinseln trägt das nukleare Erbe von damals und ist zudem mit den extremen Folgen des Klimawandels konfrontiert, der die Existenz der Marshallinseln bedroht. Von den Opfern von damals leben nur mehr wenige.

Das Durchschnittsalter der Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki ist heute 83 Jahre. Viele Hibakusha sind und waren ihr Leben lang im Kampf für eine Welt ohne Atomwaffen engagiert. Dass nun am 22. Jänner 2021 der von Österreich mitinitiierte Vertrag über das Verbot von Kernwaffen (*Treaty on the Prohibition of Nuclear Weapons, TPNW*) in Kraft tritt, bringt die Atombombenopfer dem Ziel einen Schritt näher, meint Akira Kawasaki, Mitglied der Internationalen Lenkungsgruppe von ICAN, der mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichneten, internationalen Kampagne zur Abschaffung von Atomwaffen. Das Abkommen sieht ein vollständiges Verbot der Entwicklung, Produktion, Stationierung, Lagerung oder Testung von Atomwaffen vor. Weder die USA noch Japan haben den Vertrag ratifiziert, auch nicht die anderen Atommächte und die NATO-Länder.

Die Regierung in Tokio halte immer noch am überholten Konzept aus dem Kalten Krieg fest, wonach Atomwaffen die Sicherheit des Landes bewahren könnten, meint Akira Kawasaki. Japan darf laut seiner Verfassung keine Atomwaffen besitzen, es stehe aber unter dem amerikanischen Nuklearschirm, so Kawasaki, und so könnten die USA jederzeit Atomwaffen zur Verteidigung Japans einsetzen, wenn Japan um Hilfe ersuche.

### Auf das Gewissen aller hinweisen

Friedens- und Anti-Atomwaffenorganisationen sahen es als ihre Aufgabe, Öffentlichkeit und Parlamentarier immer wieder auf diese Schieflage hinzuweisen, und an das Gewissen aller zu appellieren, den Einsatz von Atomwaffen aus moralischen und humanitären Gründen nicht zuzulassen. Als Mitglied des Exekutivkomitees der NGO Peaceboat, das Hibakusha aus Hiroshima und Nagasaki weltweit entsendet, damit sie Zeugnis über die Atombomben ablegen können, weiß Akira Kawasaki um die besondere Verantwortung Japans.

Im März jährt sich der zehnte Jahrestag der Reaktorkatastrophe im AKW Fukushima. An den Folgen dieses nuklearen Fallouts leiden immer noch viele in Japan. Auch diese Opfer dürften nicht alleingelassen werden, appelliert Akira Kawasaki an die Internationale Öffentlichkeit. Zumal vor den Olympischen Sommerspielen, die ja teilweise in Fukushima abgehalten werden sollen. Es sei empörend, dass die Regierung die Probleme rund um die schwelende Reaktorkatastrophe von Fukushima zu verbergen versuche und so tue, als sei Fukushima zum Normalzustand zurückgekehrt, nur damit man heuer die um ein Jahr verschobenen Olympischen Spiele abhalten könne, so Akira Kawasaki. ■



JUDITH BRANDNER

Geboren 1963 in Salzburg. War Redakteurin und Moderatorin bei Ö1 und ORF-Auslandskorrespondentin in Kioto. Lehraufträge an Universitäten in Nagoya und Wien. Schreibt, filmt und gestaltet für Fernseh- und Radioprogramme des ORF. Zuletzt ist im Residenz Verlag erschienen: „Japan – Inselreich in Bewegung“.

Am 25. Jänner vor 100 Jahren: Ein Verfassungsgesetz spricht erstmals von der „vorläufigen Einrichtung“ eines neunten Bundeslands: des Burgenlands. Doch wie kam es zu dem Namen?

Von Erwin Schranz

## Heinzen, Hianzen, Heanzen

Das Burgenland weist zwar einige imposante, aber nicht übermäßig viele Burgen auf. Vor allem im Hügelland dominieren sie die Landschaft, während wir im relativ flachen Land östlich von Eisenstadt und im Seewinkel keine Burgen vorfinden. Der Name „Burgenland“ rührt nicht von seinen wehrhaften Anlagen her, sondern wird sprachlich abgeleitet: von den Endungen der vier westungarischen Komitate Pressburg, Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg, die Namensgeber waren, als Ironie des Schicksals aber gänzlich außerhalb der burgenländischen Grenzen blieben. Wie entstand nun aber der Name für dieses Gebiet Westungarns, das im Jahre 1918 als Abspaltungskandidat ohne eigenen Namen dastand?

Ursprünglich war ein anderer Name Favorit für die Landesbezeichnung: „Heinzenland“, nach den Hianzen (auch Heanzen oder Hienzen) benannt, den deutschsprachigen Bewohnern Westungarns, die im Mittelalter das Land besiedelten und seit circa 1200, anschließend an die babenbergischen und steirischen Ländereien, ein geschlossenes Gebiet Westungarns zwischen Donau und Raab bevölkerten.

### Magyarisierung seit 1867

Die Ungarn forcierten nach dem Ausgleich mit Österreich im Jahre 1867 und dem Entstehen der Doppelmonarchie die Magyarisierung der ungarischen Bevölkerung. In den ungarischen Städten gelang ihnen dies erfolgreich, doch die bäuerliche Bevölkerung widerstand größtenteils den drastischen nationalen Bestrebungen – auch, weil die ungarische Sprache für Nicht-Muttersprachler besonders schwer zu erlernen war und ist. Der ungarische Nationalismus rief in vielen Landesteilen eine Gegenbewegung hervor, schließlich gehörten über 50 Prozent der Bevölkerung Ungarns sprachlichen Minderheiten an. Der rumänisch-ungarische Politiker Aurel Popovici schlug schon im Jahr 1906 angesichts der nationalen Spannungen in der Vielvölkermonarchie vor, das Land der Stephanskronen in sprachlich autonome Regionen innerhalb der Gesamtmonarchie aufzuteilen und Deutsch-Westungarn von Ungarn abzutrennen. In Wien forderte im selben Jahr der „Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“ die Angliederung der deutschen Gebiete der westungarischen Komitate Pressburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg an Österreich. Als Name wurde „Heinzenland“, nach seinen Bewohnern, den deutschsprachigen Heinzen oder Hianzen, vorgeschlagen. Tatsächlich lebten in den vier Komitaten rund 75 Prozent Deutsche, 15 Prozent Kroaten und nur zehn Prozent Ungarn.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg berief man sich in ganz Zentraleuropa auf US-Präsident Woodrow Wilsons 14-Punkte-Programm über das Selbstbestimmungs-

recht der Völker, das dieser schon im Jänner 1918 proklamiert hatte. Freilich hatte Wilson für die Völker Österreich-Ungarns nur eine „autonome Entwicklung“ vorgesehen. Die provisorische österreichische Nationalversammlung reklamierte jedenfalls am 22. November 1918 die deutschsprachigen Gebiete Westungarns für die Republik Österreich, was übrigens im ersten Entwurf der Siegermächte zum Friedensvertrag von Saint Germain noch keinen Niederschlag fand. Demnach wäre Deutsch-Westungarn im Reich der Stephanskronen verblieben.

In der Bevölkerung Westungarns fand der Gedanke des Anschlusses an Österreich immer stärkeren Anklang. Am 6. Dezember 1918 rief der spätere sozialdemokratische Abgeordnete Hans Suchard gemeinsam mit einigen Arbeiterkollegen in Mattersdorf (ab 1924 Mattersburg) und am nächsten Tag in Ödenburg/Ópónon die unabhängige „Republik Heinzenland“ aus, der mit zwei Tagen nur eine kurze Lebensdauer beschieden war („Zweitagerepublik“).

Nachdem im zweiten Entwurf der Siegermächte zum Friedensvertrag – dank zahlreicher Eingaben und Statistiken zur ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung – Deutsch-Westungarn nun ohne Volksabstimmung an Österreich angegliedert werden sollte, musste auch ein Name für das neue Gebilde gefunden werden, das aus Rumpfteilen von vier ungarischen Komitaten gebildet werden sollte.

In der Einladung zu einer Versammlung am 19. November 1918 im Turmwirtshaus von Neusiedl am See wird als aktuelles Diskussionssthema das Schicksal von „Vierburgenland“ angeführt. Auch in einer Volksversammlung am 20. Jänner 1919 in Ödenburg/Ópónon verwendeten Adalbert Wolf und Karl Amon in einem Programm-Entwurf für eine Autonomie den territorialen Begriff „Vierburgenland“ und gaben in der Folge eine gleichnamige Zeitschrift heraus. Im Februar 1919 benannten die Anschlussbetreiber Wolf und Amon ihre Partei „Vierburgenländische deutsche autonome Volkspartei“. Da aber die Tschechen am 1. Jänner 1919 Pressburg/Bratislava besetzt hatten und damit vollendete Tatsachen schufen, war das „Vier“ im Namen „Vierburgenland“ auf Dauer unpassend.

Bei den ab September 1919 durchgeführten Friedensverhandlungen in Saint Germain reduzierte auch Karl Renner als Delegationsleiter, um niemand zu provozieren, die Bezeichnung des beanspruchten westungarischen Gebietes auf „Dreiburgenland“. Ein Gedicht des Ödenburgers Alfred Walheim, Obmann des Vereins „Deutsche Landsleute in Ungarn“ und später zweimaliger Landeshauptmann des Burgenlandes, begann mit den Worten, die mehrmals wiederholt werden, „Heinzenland, Burgenland...“. Walheim betonte noch jahrelang, dass er den Ausdruck „Burgenland“ eigentlich eher als literarische Form verwendet habe, ihm aber der Name „Heinzenland“ für das neue Bundesland besser gefallen hätte.

Tatsächlich bürgerte sich der Name „Burgenland“ nach dem Staatsvertrag in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 allmählich im ganzen Land ein, ohne dass man eine Person direkt als Namensgeber bezeichnen könnte. Die „Festschrift aus Anlass der Vereinigung des Landes der Heidebauern und der Heinzen mit Deutschösterreich“ vom Mai 1920 verwendet schon durchgehend den Begriff „Burgenland“, für die Bevölkerung kommt oft der Name „Heinzen“ vor.

Bis zur endgültigen Verankerung des Landesnamens „Burgenland“ im österreichischen Bundesgesetzblatt vom 25. Jänner 1921 dauerte es einige Monate – der romantische Name Burgenland blieb unbestritten und wird seither, nicht nur in der Fremdenverkehrswerbung, mit den hoch aufragenden Burgen von Güssing, Schlaining, Lockenhaus oder Forchtenstein assoziiert. ■

Erwin Schranz, Jahrgang 1950, Dr. jur., Richter, mehr als zwei Jahrzehnte Abgeordneter der ÖVP im Burgenländischen Landtag, zuletzt Zweiter Landtagspräsident.



Kann nichts für „Burgenland“: Burg Forchtenstein. [Foto: Peter Wienerroither/Imagebroker/Picturedesk]

## Einsam mit Katze

Expedition Europa: Pizza mit Feigenmarmelade und Birne – ich lerne jetzt Schwedisch.

Von Martin Leidenfrost

Letzten Freitag spazierte ich durch eine schwedische Kleinstadt – aufregender kann eine Geschichte nicht beginnen. Ich kam, weil un wahr ist, was wir schon seit Mai lesen – dass nun auch Schweden von seinem Sonderweg abgehen würde. Wahr ist, dass Masken in öffentlichen Verkehrsmitteln erst seit vergangenem Donnerstag von 7 bis 9 und von 16 bis 18 Uhr „empfohlen“ werden, und selbst wenn sie wollte, könnte die Regierung auch mit dem seit Sonntag geltenden Pandemiegesetz keine Ausgangssperre anordnen. Die Schweden haben bis heute keinen Lockdown erlebt. Der Preis ist hoch, dieses Festhalten an Freiheit nötigt mir aber auch Bewunderung ab. Jetzt lerne ich Schwedisch. Ich beginne mit dem Wörterbuch das Standardwerk zu entziffern, das die Ausnahmekultur zwischen Domina-Staat und absolutem Individualismus entschlüsselt: „Är svensken människa?“ – „Ist der Schwede ein Mensch?“

Die Kleinstadt, durch die ich vergangenen Freitag spazierte, heißt Nyköping. Seit dem Gastmahl im Jahre 1317, auf dem sich König Birger Magnusson seiner Brüder entledigte, hat Nyköping kein Aufsehen mehr erregt. Läden und Lokale waren mit Appellen beklebt, „kein Anstehen“. Die Friseure waren schlecht, die Nagelstudios gut besucht, in Letzteren bedienten sanfte asiatische Jünglinge. Obwohl das Wochenende begann, war die Fußgängerzone still.

Das meiste schließt in Schweden um sechs, die „Akademibokhandel“ coronabedingt schon um fünf. Im Regal mit den relevanten Büchern fand ich Jeff Bezos, George Soros, Klimaretter, „Die apathischen Kinder“ und eine grafisch ansprechend gestaltete Reihe: „Alter Mann und Katze“ sowie „Einsam mit Katze“.

### So schlimm dran wie nie

Ich las im Café die Tageszeitungen. Schweden war so schlimm dran wie noch nie, vier Mal pro Woche wurden 200 bis 300 Tote gemeldet. Die Staats-epidemiologin von Seite 15 des Regionalblatts „Södermanlands Nyheter“ rechnete das auf „60 bis 70 pro Tag“ herunter. Die Titelseite verkündete „für symptomfreie Besucher“ die Wiedereröffnung des Hallenbads. Im „Aftonbladet“ war nur Seite zehn der „Coronakrisen“ gewidmet, Infektions- und Totenzahlen fehlten. Wenn die Zeitungen kein Aufheben machen, ist man gleich viel entspannter. Ich trug in Innenräumen eine FFP2, damit sah ich wie ein Ausländer aus.

Am Abend war der Paketschalter im Supermarkt am belebtesten. Ein afrikanisches Kopftuch-Mädchen saß kaukummikauend unter einem Wettfernerseher, der eine mir unbekanntes skandinavische Sportart zeigte – filigrane, von weiß verhüllten Leptosomen gesteuerte Pferdewägen zogen lautlose, von leichtem Schneefall aufgehellte Runden. Das war der unvergesslichste Anblick.

Mein Abendessen war eine Pizza aus würzigem Käse, Feigenmarmelade und Birne. Jättegott, riesig gut. Um acht baten mich die Gastronominnen, mein Achtel innerhalb von 20 bis 25 Minuten auszutrinken. Sie fürchteten eine neue, „sehr starke Empfehlung der Regierung“, so stark, „dass sie uns die Alkohollizenz entziehen können“.

Unerwartet früh kehrte ich ins heimelig-hölzerne Hostel „Vandrarhem“ zurück. Vorher blickte ich in vorhanglos beleuchtete Fenster hinein, auf der Oberkante einer Eckbibliothek lagen Marinemützen und Strohhüte. Da ich im superdigitalen Schweden keine Chance hatte, an einen Fahrschein zu kommen, sagte mir ein Busfahrer eine Gratisfahrt zu. Der Schwede, so kam mir vor, ist letztlich auch ein Mensch. Bevor ich einschliefe, blätterte ich lange in Broschüren. Meer, See, Sommer, Birken, Blondinen. Schon als ich noch dort war, sehnte ich mich nach Schweden zurück. ■